

Freisens Falschung.

Elise von Margarete Liebmann.

„Frei, bist Du noch nicht fort?“ Das Mädchen schob den Kopf zur Stubenhirn herein, um auf der Wanduhr zu sehen, wie spät es sei. Frei antwortete nicht, und Anna schloß die Thür. Er schaute verzweifelt zur Uhr hinauf, deren Zeiger auf zehn Minuten vor neun wies. Er konnte doch nicht ohne Mühe zur Schule gehen — was würden die Jungen sagen und die Lehrer — er trat von einem Fuß auf den anderen. Nein, so ein Red! Mühte er auch gestern seine Mühe in Mutter's Zimmer liegen lassen! Und Mutter schlief jetzt und durfte auf seinen Fall gefordert werden. Auf keinen Fall! Sie waren ja alle so froh, daß Mutter eingeschlafen war nach dem bösen Schmerzfall heute Nacht.

Herr Danneberg ist sehr erstaunt. Was mag sein Bub angestellt haben? Beim Herrn Direktor ist es feierlich. Alles schaut ernst auf Herrn Danneberg. Selbst der fortreckte Schreiber, der würdevolle Lehrling, der den Direktor trägt, und die Blumen der Tapete an der Wand, die aussehen wie laufend kranke Augen. Neben dem Direktor steht mit strengem Gesicht der Vorkchullehrer, Herr Roste. In der Hand des Direktors zittert ein Blatt — ein schiefes, liniertes, dünnes Diariumblatt. „Mein Name ist Danneberg. Sie wünschen mich zu sprechen?“ „Zuvor! Bitte, sehen Sie sich. — hm, hm.“ Der Direktor räusperte sich. „Mein werther Herr, es wird mir sehr schmerzlich sein, wenn Sie aber ich muß es Ihnen sagen — hm! hm! — Ihr Sohn wird noch einmal im Zuchthaus enden.“ Herr Danneberg fährt auf: „Aber erlauben Sie, mein Sohn ist das Kind anständiger Eltern.“ Der Direktor beruhigend: „Nehmen Sie sich nicht auf, werther Herr! — Also, Ihr Sohn wird noch einmal im Zuchthaus enden.“ Drohend und laut, mit der Hand auf das schiefe Blättchen schlagend: „Hier sehen Sie, er hat eine Urkundenfälschung begangen — eine richtige Urkundenfälschung!“ „Zuvor!“, fällt hier Herr Roste ein und erhebt seinen Finger, „und noch dazu mit einem Fälschungsfähiger! Wie oft habe ich dem Knaben gesagt, ein f ist ein t mit einem Säckchen daran.“ Der Direktor unterbricht ihn: „Gut, gut, Herr Kollege — also, um weiter zur Sache zu kommen“ — er steht auf — „Herr Danneberg, entweder wird der Knabe hier vor unseren Augen exemplarisch bestraft für seine Verworfenheit, oder — er erhebt seine Stimme — „aber er muß das Gymnasium verlassen!“ Herr Danneberg überleert einen Moment. Er muß immer wieder auf das schiefe Diariumblatt sehen, und ein unterdrücktes Lächeln spielt ihm um Mund und Augen. Er hat sich schnell entschlossen. Eine Entlassung vom Gymnasium ist hier in der Mittelstadt eine sehr unangenehme Sache — Strafe muß der Junge doch bekommen — also mögen sie ihm die Vollziehung abnehmen. Damit ist dann die Sache erledigt. Er erklärt sich also mit der Eretution einverstanden und bittet nur um milde Handhabung. Der Herr Direktor klingelt und besieht dem eintretenden Schuldiener, den Schüler der dritten Vorkchullehrer Frei Danneberg herbeizuholen. Der Kleine kommt. Er wird schneeweiß im Gesicht, als er seinen Vater, den Herrn Direktor, den Herrn Lehrer und zwischen ihnen auf dem Tische das Diariumblatt erblickt. Er antwortet keinen Ton, als man ihm sein Verbrechen vorhält, und sieht nur immer auf den Vater. Als der Schuldiener ihn dann hochhebt und über das Knie legt, giebt er nur einen kleinen wehen Laut von sich, dann preßt er die Lippen fest auf einander. Der Direktor läßt es bei drei Schlägen bewenden. Der Vater nimmt seinen Knaben an die Hand, verbeugt sich kurz und verläßt das Zimmer. Als er mit dem Kleinen draußen ist, beginnt dessen Thränen zu fließen. Festschammerl er sich an die Hand des Vaters. Herr Danneberg lenkt die Schritte nach dem nahen Stadtpark. Sie sehen sich auf eine Bank unter einem großen, blühenden Lindenbaum, der Vater nimmt den schluchzenden Jungen auf seine Knie, hebt seinen gesenkten Kopf leicht empor und sieht ihm ernst in die von Thränen verschleierten hellen Augen. Das ist Frage genug. „Vater, lieber Vater,“ schluchzt der Kleine und umklammert des Vaters Hals, „sei doch nicht böse! Die Mühe war schuld — ich konnte doch nicht ohne Mühe zur Schule gehen! Ich hatte sie in Mutter's Zimmer liegen lassen — Mütterchen schlief und durfte nicht geweckt werden. Da hab' ich geschwänzt und bin spazieren gegangen. Aber einen Zettel mußte ich doch haben — und — und — ich schämte mich so,“ er verdeckte den Kopf an des Vaters Hals, „zu erzählen, daß ich nicht zur Schule gegangen war.“ Aber das wollte er dem Vater nun versprechen — und er gab ihm die Hand darauf und sah ihm steif in die Augen — nie, nie wieder wollte er etwas verschweigen — alles, alles wollte er Vater und Mutter erzählen, und wäre es auch noch so schlimm.... Herr Danneberg ließ den Knaben von seinem Knie gleiten. Er lächelte. Mehr wollte er nicht. Vertrauen sollte sein Kind zu ihm haben und keine Angst vor harten Strafen. Urkundenfälschung — Zuchthaus! Er schüttelte den Kopf. Hatten die Großen denn so ganz das Maß verloren für die Verfehlungen der Kinder? — Er schaute auf seinen Jungen. Der trauete jetzt ganz vergnügt vor ihm her. Ab und zu blies er stehen und sah nach des Vaters Hand. Einmal drückte er verstockt die Lippen darauf. Die Sonne lachte hell und froh an diesem lichten Frühlingstag. Es war, als umtanzen ihre Strahlen tigernd

einen drohenden dunklen Schatten, der über dem Wege stand. Der wurde kleiner und kleiner, trotz in sich zusammen und verlor schließlich ganz in dem Gewoge von Glanz und Licht. „Schnell, schnell,“ sagte Herr Danneberg, „es ist Zeit zum Mittagessen.“ Und als Frei ihn vor der Hausthür bittend anhielt, streift er ihm über das Haar: „Nein, nein, davon erfährt Mutter nichts. — Spring hinauf zu ihr und sieh, wie es ihr geht. Aber,“ er droht mit dem Finger und lächelt leise, „daß Du mir ja nicht wieder die Mühe oben liegen läßt — verstanden?“

Das Orakel. Von Johann Guth. Baroneß Käthe gehörte zu den Fröhlichstern. Spätestens acht Uhr nahm sie ihr erstes Frühstück im Speisesaal ein, meist in Gesellschaft ihres Schwagers, der noch von der Militärzeit her der Auffassung huldigte, daß die Morgenstunde Gold im Munde habe. Dagegen pflegte die Frau des Hauses, die Stiefschwester der Baroneß, selten vor neun Uhr beim Thee zu erscheinen. So erfreute sich Käthe ein Stückchen lang ganz allein der Gesellschaft ihres Schwagers, eines sehr angenehmen und unterhaltenden Cavaliers, der sonst von seiner Frau in ziemlich tyrannischer und egoistischer Weise in Anspruch genommen wurde. Baroneß Käthe wohnte seit vier Jahren im Hause ihrer verheirateten Stiefschwester Thea und hatte sich bereits so sehr an das allmorgendliche Te-a-lete mit ihrem Schwager gewöhnt, daß sie dieses Frühstück als einen wichtigen Theil ihres täglichen Programms ansah. Vielleicht galt es ihr sogar als die schönste Nummer darin. Käthe hegte zu ihrem Schwager eine wahrhaft geschwisterliche Zuneigung. In diesem Sinne darf man sagen: sie liebte ihn. Rudolf war mit der Zeit der Vertraute ihrer kleinen und großen Sorgen geworden, ihr Reichthümer, wie sie ihn manchmal scherzend nannte. Er war ihr Berater, dessen klarem Urtheil sie mehr vertrauen schenkte als ihrem eigenen schwachen Verstande, ihrer Unerschrockenheit. Baroneß Käthe würde nie eine Ehe geschlossen haben, die sich nicht der vollkommenen Billigung seitens ihres Schwagers erfreut hätte. Man mußte in Käthes Lage auch überaus vorsichtig sein. Die junge Dame war mit ihren scharfen, etwas unregelmäßigen Zügen nicht weniger als hüßlich und galt dabei für außerordentlich reich, für weit reicher als ihre verheiratete Stiefschwester, da sie außer dem väterlichen Vermögen noch etliche Millionen von ihrer Mutter geerbt hatte. Nun gibt es leider so viele Männer, die einem reichen Mädchen Liebe heucheln, und Käthe wollte um ihrer selbst willen gefeit sein. Dem Unvertheil einer größeren Anzahl von Bewerbern hatte die Baroneß vermöge ihres eigenen Scharfsinns erkannt, aber über ein paar von ihr bevorzugte Herren, denen sie selbst ihr höchst vertrauenswürdiges Orakel hatte, war ihr glücklicherweise rechtzeitig von Rudolf reiner Wein eingeschickt worden. Sie war vor einem großen Unglück, vor der Ehe mit einem charakterlosen Manne bereits in zwei Fällen ausschließlich durch den Bestand ihres Schwagers bewahrt geblieben und fühlte sich darum ihrem „Reichthümer“ zu tiefem Dank verpflichtet. Uebrigens war Käthe neulich achtundzwanzig Jahre alt geworden und hatte an ihrem letzten Geburtsstage im Innern beschloffen, nunmehr überhaupt unverheiratet zu bleiben. Aber trotz dieses Entschlusses, den sie auch, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, kundgab, stellten die Anbeter ihre unfruchtbarsten Bemühungen nicht ein. Im Gegenheil schossen immer neue Bewerber wie Pilze aus der Erde. Die meisten waren gut gestellt und gesponnt. Sie sahen stolz zu Kopf und mochten der Millionärin den Hof. Während sie auf ihrer hübschen, braunen Stute über die Reitwege des Thiergartens oder durch den Grunewald spazirte. Sie waren der Baroneß alle recht gleichgültig, diese Verehrer, alle — mit Ausnahme eines Assessors, der das Köpfchen der Dame trotz ihres festen Entschlusses doch gelegentlich etwas benutzte. Hätte Käthe nicht jede Heirathsabsicht aufgegeben, so würde möglicherweise dieser Assessor die größten Chancen besessen haben. Aber in diesem Falle lohnte es sich gar nicht, die Angelegenheit zu einer Casinetsfrage zu stampeln und mit dem „Reichthümer“ darüber ernstlich zu debattiren. Nur ganz kurz hatte sie heute Morgen ihren Schwager gefragt, ob er den Assessor von Reber kennen tenne. Rudolf's Antwort lautete, daß er nur ganz oberflächlich einmal die Bekanntschaft des Assessors gemacht habe, daß er aber nicht ermangeln werde, sich eingehend nach ihm zu erkundigen. Käthe hatte gemeint, daß eine Erkundigung unnöthig wäre. „Ich habe nicht das geringste Interesse an dem Herrn.“ Das waren die letzten Worte, die heute beim Frühstück von ihr gesprochen wurden. Danach stand die Baroneß auf und verabschiedete sich von ihrem Schwager, um den üblichen Morgenritt anzutreten. Vom Speisezimmer führte der Weg durch das mit rothdamastenen Mobiliare ausgestattete Wohnzimmer. Die Morgenfonne schien durch die breiten Fenster und übergoß mit freudigem Glanze die leuchtenden Farben der Seidenstoffe, des Teppichs und der Tapeten. Baroneß Käthe legte beim langsamen Durchschreiten des Gemaches wie sinnend die Hand vor die Stirn. „Nath ist die Farbe der — Liebe“, sagte sie sich. „Nur werthwürdiger Weise steht mir deutlich das Bild des Assessors ganz deutlich vor Augen.... Eigentlich ist er ein sehr netter, lieber Mensch.... Sollte ich etwa? Ach Thea!... Ich denke gar nicht daran.... Kann es ein größeres Glück

geben, als hier im Hause Theas zu leben? Solch einen Mann wie Rudolf werde ich doch niemals finden.... Nein, mein Herr Assessor.... Ich werde heute nicht am Hippodrom sein, wo wir uns sonst um zehn Uhr zu treffen pflegen.... Sie werden heute und künftig vergeblich auf mich warten.... Die Geschichte soll und muß zu Ende sein.“ Dicht vor dem Hause verließ der Reitweg. Ungeduldig scharte der graze Braune, von einem Reitknecht gehalten, im tiefen Sande, nicht ruhelos mit dem klugen Kopfe. Die Baroneß trat heran und streichelte zärtlich den glänzenden, schlanken, auf und nieder wippenden Hals des edlen Thieres. „Strav, Kopf, daß du dich so ungeduldig nach deiner Herrin sehnst“, sprach sie zu ihrem Braunen. Das Pferd, englischen Blutes, war eine „Kobolte“ und hatte gewiß wegen des Gleichklanges der Laute den deutschen Namen „Kopf“ erhalten. „Soll ich jetzt nach dem Grunewald oder dem Thiergarten reiten?“ überlegte sich die recht unschlüssige Baroneß, als sie im Sattel saß. „Vielleicht halte ich das Redegous doch ein?... Es ist ja schließlich nichts dabei.... Na... Kopf, ich werde es dir überlassen. Du sollst heute für mich denken, sollst mein — Orakel sein.... Käthe ließ die Zügel schlaff hängen. Die Stute drehte den Kopf wie zielbewußt nach rechts. Jetzt zog die Reiterin den Zügel straff, und der Braune trabte im gemüthlichen Tempo los, dem Thiergarten zu. „Dieser Schläuberger“, lächelte die Baroneß. „Er hat gewiß mit dem Fuchs des Assessors Freundschaft geschlossen und möchte seinen Bekannten bald wieder beschnuppern. Wie dem immer sei, Kopf, du bist ja heute mein Orakel. Es steht demnach alles in deinem Belieben. Trage mich hin, wohin du willst!“ Als der Braune die Joachimsthaler Straße überschreiten will, zeigt er eine Charaktereigenschaft, die seine Herrin bisher nie an ihm bemerkte. Kopf schaute sich sonst so sehr nach grünen Bäumen, aber momentan legt das Thier eine außerordentliche Abneigung gegen das Betreten des Pflasters der Joachimsthaler Straße an den Tag. Er ist beharrlich betrieblig, Tag umzuwenden und — nach Hause zurückzukehren. Ananas arbeitet Käthe diesem thierischen Triebe entgegen. Aber dann denkt sie unwillkürlich an ihr „Orakel“ und läßt der Stute freien Willen, Kopf steigt mit dem Vorderfüßen ein wenig in die Höhe, macht eine halbe Kreiswendung, eine elegante Pirouette wie ein Circuspferd und streckt die geklärten Mähren schnaufend in die Richtung, aus der er eben gekommen. Kopf sehnst sich zurück in den — Stall. „Wie sonderbar!“ überlegte sich Käthe. „Das ist doch sonst nicht seine Art.“ Die Dame ist etwas abergläubisch und hat mit einem Male die Lust verloren, den Weg weiter fortzusetzen. Sie unterwirft sich dem „Orakel“. Langsam trauete Kopf den Kurfürstendamm entlang nach Hause zurück. Vielleicht findet sie den Schwager noch beim Frühstück. Er wird sich darüber wundern, daß sie so schnell zurückkam, und sie wird ihrem Reichthümer die ganze Geschichte von dem „Orakel“ erzählen. Achtundzwanzig Jahre alt und — toll wie ein Badfisch... Das wird einen Hauptspaß geben.... Mit freudigen Schritten eilt Baroneß Käthe durch das im Sonnengold rothschimmernde Wohnzimmer. Die Thüre zum Speisesaal steht offen, nur zur Hälfte ist die Deckung von der Portiere bedeckt. An der Frühstückstafel wird eine angerogene Unterhaltung geführt. Schwester Thea scheint heute ausnahmsweise früh aufgestanden zu sein. Es ist besser, das Ehepaar nicht zu stören. Der dicke Berleger drückte mit einem Zufriedenheitsseufzer in die Hand, nach an sein Herz, während der Komponist sich vor Vergnügen auf die Füße — Notenlinien setzte und sang: „Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Güte! Stumpfsinn, Stumpfsinn in höchster Blüthe!“ Bei der Premiere der Operette, die mit frenetischem Jubel aufgenommen wurde, hörte man nach jeder Beifallsfalbe im Publikum einen kleinen Schach. — Es waren Librettisten und Komponisten, die da vor Wuth zerplatzten. Die Mädele in d'r Dichterschul, Die höh're Dichter, hörtsich, Ein oft recht ungezogenes, So, die am allererfchete! Der neue Lehrer daß'n nit, Er hot zu wenig Lode. Sie mache aus: Un wenn'n tummt, Do bleibe mir all hode. Der Morgen lumbet, d'r Lehrer aach, Nää, hin des Lumbetrotte, Kään rührt sich, Jo, sie sich're noch, Do werd'n Ruh gebotte. D'r Lehrer segg: in hellen Zorn: „Gell, dut nit inwertreime!“ Schtehi uff! Ihr habt noch später Zeit Genug zum Sichelste!“

und der Tropfen, der jetzt durchs blinkte, war eine Thräne des Stets, der Berachtung, des Zornes. „Gott sei Dank! Die Thea wenigstens ist nicht so schlecht.“ Der Gedanke gab ihrer wunden Seele etwas Linderung. Sie wandte sich fachte um und zog sich geräuschlos zurück. Baroneß Käthe blickte nach der Uhr. Der kleine, mit Brillanten besetzte Zeiger hatte die Neun noch nicht weit überschritten. Der Braune konnte schnell wieder gefaltet werden, und das Redegous war noch rechtzeitig zu erreichen. Kopf, der gute Kopf hatte sich bisher als „Orakel“ glänzend bewährt. Aber wenn er jetzt nicht laufen wollte, sollte er die Sporen fühlen. Doch die Stute empfand dieses Mal den energischen Willen ihrer Reiterin und sprang strotz über die Joachimsthaler Straße weg. Dann aalopirte sie lustig mit elastischen Sägen dem großen Plak am zoologischen Garten entgegen, der den Namen „Hippodrom“ führt. Nach acht Tagen las man in der Zeitung unter den Familiennachrichten eine Anzeige, durch die sich Assessor von Reber und Baroneß Käthe als — Verlobte empfahlen. Die Operette. Von Kurt Robitschek, Wien. Mein Freund ist Kapellmeister, unwillkürlich und Doktor der Philosophie; sonst kann man ihm aber nichts Schlimmes nachsagen. Eines Tages legte er mir den Violinschlüssel an die Achse und sagte in G-Dur: „Du mußt ein Libretto für meine Operette schreiben!“ „Aber, lieber Oskar“, sagte ich etwas kleinlaut, „ich habe keine Idee.“ „Nennst Du bist mein Mann!“ Wer schreibt denn heutzutage einen Operentext, wenn er Ideen hat? Also, viel Glück! „Es wird ein Theaterstand!“ „Dummkopf, dann find wir ja gemacht Leute. Zur Aufmunterung gebe ich Dir schon heute einen Vorschub.“ Mit diesen Worten zog er seine ansehnliche wohlhabende Priesterstude hervor, suchte eine Weile zwischen den hier kümmerlich vegetirenden Banknoten und reichte mir — eine zerdrückte Sportigarette. „Ich ging nun zu meiner Buchhändler, kaufte mir sämtliche vorräthigen Bände alter Bibliothek und besah mich, so ausgerüstet, an die Arbeit. Zehn Tage später hatte ich den ersten Akt zusammengestellt und fuhr mit Bindeseile und dem Stelloosen zum Kompositionen.“ Nach vierzehn Tagen hatte ich diese Nacht beendet und langte bei meinem Freunde gerade in dem Augenblicke an, als er mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt war. „Was machst Du denn da?“ lautete meine erklaunte Frage; er hatte zahlreiche Musikwerke vor sich liegen, aus denen er trawpelt abstrich. „Ach komponire!“ „Aber das ist ganz gewöhnliche Arbeit.“ „Gell! Ich empfinde nach!“ Hierauf begann ich mit der Vorlesung des ersten Aktes. Mein Freund schlug sämtliche Aufzählungszeichen überm Kopf zusammen und sagte: „Das Libretto ist auch richtig, geistreich — daher vollständig unbrauchbar. Da hast Du zwanzig Heller, fahre nach Steinhof (Wiener Landes-Zeremonial), mache dort Studien und schreibe dann das Libretto!“ Ich that, wie mir gefehlen. Nach Verlauf zweier Monate war die Operette fertig. Sie war so bloß, daß sie von zwanzig Theaterdirektoren sofort erworben wurde; der Berleger drückte mit einem Zufriedenheitsseufzer in die Hand, nach an sein Herz, während der Komponist sich vor Vergnügen auf die Füße — Notenlinien setzte und sang: „Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Güte! Stumpfsinn, Stumpfsinn in höchster Blüthe!“ Bei der Premiere der Operette, die mit frenetischem Jubel aufgenommen wurde, hörte man nach jeder Beifallsfalbe im Publikum einen kleinen Schach. — Es waren Librettisten und Komponisten, die da vor Wuth zerplatzten. Die Mädele in d'r Dichterschul, Die höh're Dichter, hörtsich, Ein oft recht ungezogenes, So, die am allererfchete! Der neue Lehrer daß'n nit, Er hot zu wenig Lode. Sie mache aus: Un wenn'n tummt, Do bleibe mir all hode. Der Morgen lumbet, d'r Lehrer aach, Nää, hin des Lumbetrotte, Kään rührt sich, Jo, sie sich're noch, Do werd'n Ruh gebotte. D'r Lehrer segg: in hellen Zorn: „Gell, dut nit inwertreime!“ Schtehi uff! Ihr habt noch später Zeit Genug zum Sichelste!“

Die Fensterscheibe.

Eine wahre Geschichte aus Schlesiens Bergen. „Mutter, Mutter, kommt schnell, kommt schnell amol rei! A Battler hot is Fenster eingeschlohn und ies drinne ei der Stube!“ Schreiend ist die Tochter vom Garten auf das Feld gelaufen, während der Einbrecher den Glaschrank unterlucht und aus einer goldumranderten Kaffeetasse Erparnisse in Nickel und Silber von 4 Mart 80 Pf. einheimst. Das Geschrei hat aber die Nachbarn herbeigelockt, und entschlossen umstellen sie das Haus. Der Einbrecher steigt ahnungslos zum Fenster heraus, da haben ihn schon vier kräftige Fäuste am Kragen. Da er sich weigert, zur Polizei mitzugehen, bindet man ihm die Hände. Rathschlagend stehen nun die Bauern; die Mutter Böhld jammert um die zerbrochene Fensterscheibe. Der Herr Amtsvorsteher wohnt zwar im Ort, ist aber nicht zu Hause. Der Schulze lehnt die Hilfe ab, weil — er kein Gefährlich hat. Der aber wohl das meiste Ansehen hat, der Herr Gendarm, wohnt zwei Meilen wea. Was soll mit dem Stiphiben geschehen? Man hat keine Verwendung für ihn. Spricht der Dieb: „Quält Euch ni erst lange. Ich wer Euch die Scheibe bezahla, laßt mich laasa!“ Ob dieses Vorfalls sind wohl die Bauern, arg erlaut; nach längerem Hin und Her erscheint ihnen aber der Einfall sehr kräftig. Der Dieb wird von den Fesseln befreit und greift in die Westentasche. Beglückt und dankbar schluchzend empfängt Mutter Böhld 30 Pfennige für die zerbrochene Scheibe; froh einer entledigten Last gehen die Bauern wieder an ihre Arbeit. Der Dieb aber zieht unbehelligt seine Straße — mit 4 Mart 50 Pf. Reingewinn.

Die Katzen-Musik.

War heiß der Tag, an Mienen reich, Sehnt man sich nach der Ruh' Und Morpheus drückt nach kurzem Kampf Uns sanft die Augen zu. Doch manchmal, just im besten Schlaf, Fährt man erschreckt empor, Denn Töne ganz seltsamer Art, Sie schlagen an das Ohr. Ein Pfauen, Brummen, Zischen, Schreien, Als ob's die Hölle wär, So rasen Katzen querfeldein, Toll wie das wilde Heer. Nach kurzer Pause wiederum Beginn der Ohrenschmerz, Es klingt, als wenn das Katzenherz Keert allen Jammer aus. So herzerreißend tönt der Sang Wohl zum Verzweifeln schier, Man wünscht sich Kerzen wie ein Strang Den Schlaf vom Nurmeltier. Und denkt sich wohl mit Zug und Recht, Wenn der Spektatel groß — Es ärgert sich beim Rabeng'schlecht Die Liebe doch furios!

— Aus E r f a h r u n g. A. : „Haben Sie den neuen Schauspieler schon gesehen? Wie der den vertrackten Edelmann spielt, ist einfach tadellos!“ B. : „Ja, ja, der Kerl muß 'mal bessere Tage gesehen haben!“ — E i n z i g e M ö g l i c h e i t. „Zu was lernt denn eigentlich der Suber Japanisch? Der darf doch nie aus dem Haus und hat deshalb auch keine Verwendung dafür!“ — „O mei, er hörd halt doch auch einmal seiner Frau widersprech'n woll'n!“ — A u s l ä n d e r e i. Lehmann: „Well — ich bin Engländer!“ Schulze: „Wieso? — Sie stammen doch von deutschen Eltern und haben immer in Deutschland gelebt.“ Lehmann: „Well! Aber ich bin während einer Reise meiner Mutter in London geboren.“ Schulze: „Dann allerdings! Denn wenn Sie zufällig in einem Stall geboren wären, wären Sie jedenfalls ein Kalb.“ — A u s d e m G e r i c h t s s a a l. Vorsitzender: „Haben Sie zu Ihrer Vertheidigung noch etwas vorzubringen?“ Angeklagter: „Ja. Ich ätze, auch auf die unschuldige Familie meines Vertheidigers Rücksicht zu nehmen.“ Vorsitzender: „Wie soll ich das verstehen?“ Angeklagter: „Wenn ich freigesprochen werde, bekomme mein Vertheidiger 500 Mart; wenn ich aber verurtheilt werde, bekomme er nichts!“